

Die Kette des

Nr. 37

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Kapitane.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Schluß.)

Der alte Jürgen wischt sich den Kakao von seinen Knien ab, ohne ein Wort zu sprechen, aber seine Weste ging so mächtig auf und ab, daß er Peter Schlichting bannig leid tat.

„Was besseres gibt's nich,“ sagt er zu Frau Oldach. „Nur dadurch, daß er sich an Selterwasser und Milch und so was hielt, hat Käppen Bock das Kommando von'n Schiff gekriegt, ehe er fünfundzwanzig alt war.“

„Himmel!“ jubelt Frau Oldach hochfrent. Sie lächelte den alten Jürgen an, bis Peter wieder unruhig wurde und anfing zu denken, er hätte ihn doch wohl zu sehr gelobt.

„Natürlich sprech ich von längst verflissene Zeiten,“ sagt er.

„Zahre und Zahre bevor, daß Sie geboren wurden, Madam,“ setzt Hein hinzu.

Der alte Jürgen wollte was sagen, aber Frau Oldach sah so vergnügt aus, daß er sich anders besann. Etwas von dem Kakao, den er trank, kam ihm in die unrechte Kehle, und dann klopfte Hein ihm auf'n Rücken und sagte, er solle man ja vorsichtig sein, daß er seine Bronschitis nich wieder kriegete. Vor Mut und weil er Angst hatte, was zu sagen, weil er bange war, daß sie Frau Oldach verraten würden, daß er kein Käppen wär', konnt' er sich kaum beherrschen, abers er plakte beinahe los, als Peter Schlichting ihm den Rat gab, sich seine Weste mit rotem Flanell füttern zu lassen. Sie blieben alle bis Ladenschluß, und bis daß sie Abschied nahmen, hatten sie sich so beliebt gemacht, daß Frau Oldach sagte, sie würde sich freuen, sie zu irgend 'ner Zeit zu sehen, wenn es ihnen Spaß machte, mal reinzusehen.

Jürgen Bock wartete, bis sie um die Ecke waren, und machte dann solchen gräßlichen Spektakel, daß sie kaum was mit ihm aufstellen konnten. Zweimal sprachen Schutzleute mit ihm und gaben ihm den Rat, nach Haus zu gehen, ehe sie sich anders besannen; und er mußte an sich halten und stille schweigen, während Hein und Peter Schlichting ihn beim Arm faßten und sagten, sie würden dafür sorgen, daß er nach Haus käme.

Er fing den Spektakel wieder an, als sie im Zimmer waren, und saß auf seinem Bett und schmackte seine Lippen über die Dinge, die er ihnen gern getan hätte. Und dann, nachdem daß er gesagt hatte, wie er Hein gern lebendig wie'n Hummer gekocht sehen würde, sagte er, er wünschte, er wär ein nobler Kerl, der nich versuchen würde, 'nen alten Freund anzustechen,

und daß es 'n Fall von Liebe auf'n ersten Blick in der Straßenbahn wär.

„Sie is zu jung für Dich,“ sagt Hein, „und sieht außerdem auch zu gut aus.“

„Es is das nette kleine Geschäft, wo er sich in verliebt hat, Hein,“ meinte Peter Schlichting. „Wir wollen mal sehen, wer von Euch es haben soll.“

Hein, der zu Füßen von Jürgen sein Bett saß, sagte erst „Ne“, aber schließlich kriegt er

geben, kamen sie überein, daß der beste Mann gewinnen sollte. Sein Wulmeier kaufte sich 'n Schlips, der Jürgen seinen vor Leid erblassen machte, und Peter Schlichting leistete sich einen Stragen, der so hoch war, daß er sich ganz darin verlor.

Sie gingen alle einzeln an den Abend in den Laden von die Witwe. Sein Wulmeier hatte seine Pfeife hinfallen lassen und wollte 'ne neue haben. Peter Schlichting wünschte Tabak; und der alte Jürgen Bock kam grienend reinmarschieret mit 'ne kleine silberne Brosche für sie, die er gefunden hätte, sagt' er.

Es war 'ne sehr hübsche Brosche, und Frau Oldach freute sich so sehr darüber, daß Hein und Peter ganz wahnsinnig vor Mut dasahen, daß sie nich auch daran gedacht hatten.

„Käppen Bock hat immer das Glück, was zu finden,“ sagt Hein endlich.

„Er is ganz bekannt dafür,“ ergänzte Peter Schlichting die Rede.

„Das is 'ne angenehme Angewohnheit,“ meint Hein; „das spart 'ne Menge Geld. Wenn haben Sie das goldene Armband gegeben, das Sie neulich abends fanden, Käppen?“ sagt er, sich an Jürgen wendend.

„Goldenes Armband?“ plakt Jürgen wütend heraus. „Ich hab kein goldenes Armband gefunden. Was quasseln Sie da?“

„Is gut, Käppen, ich wollt Sie nich beleidigen,“ lenkt Hein ein und hält seine Hand hoch. „Denn hab' ich wohl geträumt, ich sah eins auf 'brem Tisch liegen. Vielleicht hätt' ich lieber nich davon sagen sollen.“

Der alte Jürgen sah aus, als wenn er 'n am liebsten getroffen hätte, besonnens als er bemerkte, daß Frau Oldach zuhörte und so tat, als wenn sie's nich täte. „O, das!“ sagt er, nachdem er 'ne Weile nachgedacht hatte. „O, ich fand 'raus, wem es zugehört hat. Sie würden's nich glauben, wie die Leute sich freuten, als sie's wiederkriegten.“

Sein Wulmeier hustete und fing an zu denken, daß der alte Jürgen doch schlauer wär, als er gedacht hatte, aber ehe ihm noch was anderes einfiel, sah Frau Oldach den alten Jürgen an und fing an, von seinem Schiffe zu reden und zu sagen, wie gern sie sich das mal ansehen möchte.

„Ich wollt', ich könnt' Sie mal mitnehmen,“ meint Jürgen und schielt nach die anderen beiden, „abers mein Schiff liegt in Dünkirchen in Frankreich. Ich bin nur mal eben für'n paar



Heinrich Laube.

doch 'nen Taler raus und schnellt ihn in die Luft. Das war das letzte, was er davon zu sehen kriegete, obwohl er Jürgen aus'm Bett zog und zweimal das ganze Bettzeug 'rauswarf. Er brachte über 'ne halbe Stunde damit zu, auf Händen und Knien nach dem Geldstück zu suchen, und Jürgen sagte, vielleicht wenn er es satt hätte, Vär zu spielen, würde er am Ende zu Bett gehen und versuchen, wie'n Christenmensch zu schlafen.

Am nächsten Morgen klöhten sie die ganze Geschichte noch einmal durch, und schließlich, als sich niemand dazu verstehen wollte, ruhig zu sein und dem anderen 'ne ordentliche Schanze zu

Wochen nach Hamburg 'rübergekommen, um mich hier umzusehen."

"Und meins liegt auch da," fällt ihm Peter Schlichting in die Rede, und spricht, fast ehe der alte Jürgen mit reden fertig ist, „Sie liegen längsseite voneinander im Hafen."

"O Jehl!" jammert Frau Oldach und faltet ihre Hände und schüttelt mit'n Kopp. „Ich würde zu gern mal auf'n Nachmittag mir so'n Schiff ansehen. Ich hatt' mich schon fest dazu entschlossen, wo ich drei Kläppens kenne."

Sie lächelte und guckte Hein an; und Jürgen und Peter guckten ihm auch an und wunderten sich, ob er sein Schiff auch wohl in Dünkirchen längsseite von ihren festmachen würde.

"Ah, ich wollte, ich hätte Sie vor vierzehn Tagen kennen gelernt," sagt Hein ganz betrübt. „Ich hab' da mein Schiff, den „Sturmbogel“, abgegeben und warte nun auf eins, das meine Needer für mich in Westmünde bauen lassen. Sie sagten, der „Sturmbogel“ wäre nicht groß genug für mich. Es war aber doch ein ganz klein nettes Schiff. Ich glaub', ich hab'n Bild davon irgendwo bei mich!"

Er suchte in seinen Taschen und zog eine kleine zerknitterte Photographie von ein Schiff hervor, wo er vor ein paar Jahren als Seizer an Bord gewesen war und zeigte sie ihr.

"Das bin ich da auf der Brücke," sagt er und zeigt mit dem Stiel seiner Pfeife auf einen kleinen Punkt.

"Das is ganz Ihre Figur," pflichtet ihm Frau Oldach bei und strengt ihre Augen an. „Ich würde Sie sofort erkannt haben."

"Sie haben wundervolle Augen, Madame," meint der alte Jürgen und erstickt fast an seiner Pfeife.

"Das kann jeder sehen," fügt Hein hinzu. „Es sind die größten und bläuesten, die ich je gesehen habe."

Frau Oldach sagte ihm, er sollte keinen Unsinn reden, aber Jürgen sowohl als Peter Schlichting konnten sehen, wie geschmeichelt sie sich fühlte.

"Was wahr is, is wahr," sagt Hein. „Ich bin man ein einfacher Mensch und sag', was ich meine."

"Blau is meine Lieblingskalör," flötet der alte Jürgen ganz zärtlich. „Blau is die Treue."

Peter Schlichting merkte, wie der Gase lief. „Ich dachte, braun wär's," fällt er ihm ins Wort.

"Ho!" brummt Jürgen und dreht sich nach ihm um; „und warum?"

"Ich hatte meine Gründe." Peter nickte bei diesen Worten und machte seinen Mund fest zu.

"Ich dachte auch, braun wär' seine Lieblingskalör," sagt Hein. „Ich weiß nicht warum. Es hat keinen Zweck, mir zu fragen; denn, wenn Sie's täten, könnt' ich Sie's doch nicht sagen."

"Braun is 'ne sehr schöne Kalör," meint Frau Oldach und wundert sich, was mit dem alten Jürgen los is.

"Blau," schmeichelt nun Hein; „große blaue Augen — das sind die rechten für mich. Andere Leute mögen die schwarzen und braunen vorziehen," sagt er und guckt Jürgen und Peter Schlichting an, „abers ich muß blaue haben."

So auf diese Weise ging das nun den ganzen Abend weiter, und jedesmal, wenn die Türcklingel ging und die Witwe rausgehen und 'nen Kunden bedienen mußte, sagten sie sich flüsternd, was sie voneinander dächten; und einmal, als sie ziemlich plötzlich zurückkam, mußte Hein ihr explizieren, daß er Peter Schlichting 'ne Schramme auf seine Fingerknöchel gezeigt hätte.

Hein Wolmeier war den nächsten Abend der erste und brachte ihr einen kleinen Porzellan-teepott mit, den er scheußlich billig eingekauft hatte, weil er gerade in der Mitte gesprungen war, aber da er ihr erzählte, daß er ihn hätte fallen lassen, weil er so eilig gelaufen, um herzukommen, freute sie sich ebenso sehr. Sie stellte ihn auf die Kommode, und die Redens-

arten, die sie über Hein seine Freundlichkeit und Güte machte, veranlaßten Peter Schlichting, sein gutes Geld, das er für sich selbst nötig hatte, am nächsten Abend für einen bemalten Blumenpott auszugeben.

Die Drei kamen jetzt zu allen möglichen Zeiten am Tage wegen Tabak und sonst was. Sie gingen dann jeder allein hin, aber sie trafen sich da alle und waren bannig höflich gegeneinander den ganzen Abend, und schimpften sich dann gegenseitig aus, wenn sie nach Haus gingen.

Dann all mit eins, ohne vorher ein Wort zu sagen, blieben Hein Wolmeier und Peter Schlichting weg. Den ersten Abend saß Jürgen da und erwartete sie jede Minute, und war so erstaunt, daß er kein Kapital daraus schlagen konnte, aber am zweiten, wo er um halb acht mit dem Drücken von Frau Oldachs Hand anfang, hatte er gegen Viertel vor zehn den größten Teil seines Armes um ihre Taille geschoben.

Er war halbwegs nach Haus, ehe ihm der Grund einfiel, weshalb Hein Wolmeier und Peter Schlichting es aufgegeben hätten, und dann marschierte er weiter und lächelte dermaßen vor sich hin, daß die Leute dachten, er wäre verrückt geworden. Er schloß ein mit das Lächeln jümmers noch auf seine Lippen, und als Peter und Hein bald nach der Polizeistunde nach Haus kamen, und er aufwachte und sie fragte, wo sie gewesen wären, lächelte er jümmers noch.

"Ich hatte mich das Vergnügen, Euch heute abend bei Frau Oldach zu sehen," sagt er.

"Nee," meint Hein ganz kurz. „Wir haben die Sache dick gekriegt."

"So ungesunds Sizen in der alten muffigen Bude jeden Abend," pflichtet ihm Peter bei.

Jürgen steckte den Kopp unter die Bettdecke und lachte, bis das Bett wackelte; und alle Augenblicke steckte er den Kopp raus und guckte Peter und Hein an und lachte wieder.

"Ich seh' schon, wie die Sache is," meint er und setzt sich auf und wischt sich die Augen in 'r Bettdecke ab. „Na, wir können ja nicht alle gewinnen."

"Was meinst du damit?" legt Hein los.

"Sie wollte nix von Euch wissen," antwortet Jürgen, „das mein ich. Und das wundert mich auch gar nicht. Ich würde auch nix von Euch wissen wollen, wenn ich ein Mädchel wär."

"Du träumst," brachte Peter Schlichting höhnißch heraus.

"Dein Blumenpott wird mich gut zupaf kommen," stichelt Jürgen, und dachte daran, wie er seinen Arm um die Witwe ihre Taille gelegt hatte, „und ich dank Dir auch vielmal für den Teepott, Hein."

"Willst Du etwa damit sagen, daß Du sie gebeten hast, Dich zu heiraten?" höhnt Hein und guckt Peter Schlichting an.

"Noch nicht ganz; aber ich habe die Absicht," meint Jürgen, „und ich wett' mit Dich um einen Taler, daß sie „Ja“ sagt."

Hein wollte aber nicht, und Peter auch nicht, selbst nicht, als er's auf fünf Reichsmark erhöhte; und die eingebildete Art und Weise, wie der alte Jürgen da lag und renommierte und erzählte, wie er es immer mit die Mädels anfang, machte die beide ganz elend.

"Ich will sie nicht haben, und wenn sie mich auf den Knien darum bäte," sagt Hein.

"Ich auch nicht," meint Peter. „Ich gönne' sie Dir gern, Jürgen. Wenn ich an die Abende denke, die ich bei 'ner dicken, alten Frau verschwendet habe, dann fühl ich . . ."

"Das is genug," sagt der alte Jürgen sehr energisch, „das is keine Art und Weise von 'ner Dame zu reden, selbst wenn sie „Nein“ gesagt hat."

"Is gut, Jürgen," meint Hein. „Man los dafür und gewinn sie Dir, wenn Du meinst, daß Du so bannig klug bist."

Der alte Jürgen sagte, das wäre das, was er tun wollte, und am nächsten Morgen bracht er viele Zeit damit zu, sich fein zu machen.

Fast direkt nach dem Frühstück ging er los und sie sahen ihn nicht eher wieder, als schon zwölf die Nacht. Er hatte 'nen Bündel Skognal mitgebracht und war so fidel, daß sie deutend sehen konnten, was passiert war.

"Sie sagte „Ja“ um Kloß zwei heute nachmittag," lächelte der alte Jürgen, nachdem er sie jeder ein Glas gehabt hatten. „Ich hatt' die Geschichte schon fast um Kloß ein erledigt und dann ging die Türcklingel und ich mußte wieder von vorn anfangen. Abers das is doch durchaus nicht unangenehm."

"Willst Du uns wirklich erzählen, daß Du sie gebeten hast, Dich zu heiraten?" fällt ihm Hein in die Rede und hält ihm ein Glas hin zum Einschenken.

"Allerdings," antwortet Jürgen; „abers ich hoffe, Ihr nehmt's mich nicht übel. Ihr habt nie 'ne Schanze gehabt; keiner von Euch; ne hal's mich selbst erzählt."

Hein Wolmeier und Peter Schlichting klopfen einander an.

"Sie sagte, sie wäre von Anfang an in mich verliebt gewesen," sagt Jürgen und schenkt ihnen wieder ein, um sie aufzuheitern. „Wir gingen nach dem Abendbrot aus und kauten die Dinge, und dann bot sie jemand, auf den Laden zu passen, und wir gingen in „Maudes Variété“."

"Hoffentlich hast Du nicht zu viel für die Dinge bezahlt, Jürgen," sagt Hein, der nach zwei oder drei Glas Skognal jümmers bannig gutherzig wurde. „Wenn ich gewußt hätte, daß Du solche Eile hättest, hätte ich es Dich am Ende früher erzählt."

"Das hättest Du auch lieber tun sollen," meint Peter und schüttelt den Kopp.

"Mich erzählt?" sagt Jürgen und starrt sie an. „Mich was erzählt?"

"Warum ich und Peter es aufgaben," antwortet Hein; „abers natürlich, vielleicht magst Du Dir nix daraus."

"Nach mir nix woraus?" trumst Jürgen auf.

"Es is wunderbar, wie gut sie das verschwiegen hat," sagt Peter.

Der alte Jürgen starrte sie wieder an und forderte sie dann auf, ihm auf gut deutsch zu sagen, was sie zu sagen hätten, und sich nicht beikommen zu lassen, den guten Ruf einer Frau zu ruinieren, die nicht da wär' und sich nicht selbst vertheidigen könnte.

"Es hat mit ihrem Ruf nix zu tun," bringt Hein langsam heraus.

"Im Gegenteil, sie kann stolz darauf sein, wenn man's recht bestieht," sagt Peter Schlichting.

"Und Jürgen wird das Vergnügen haben, sie groß zu machen," spöttelt Hein.

"Sie groß zu machen?" hat Jürgen mit zitternder Stimme und wird ganz blaß, „wen groß zu machen?"

"Na ihre Kinder. Hat sie Dich nix davon erzählt? Sie hat neun Stück."

Jürgen tat erst so, als wenn er's nicht glauben wollte, und sagte, sie wären eifersüchtig; aber am folgenden Tage schlich er sich zu dem Krämer in derselben Straße, wo Hein eines Tages ein paar Apfelsinen gekauft hatte, und entdeckte, daß es nur zu wahr war. Neun Kinder, das älteste davon erst fünfzehn, waren bei verschiedenen Verwandten einquartiert, und im Hause Scharlach war.

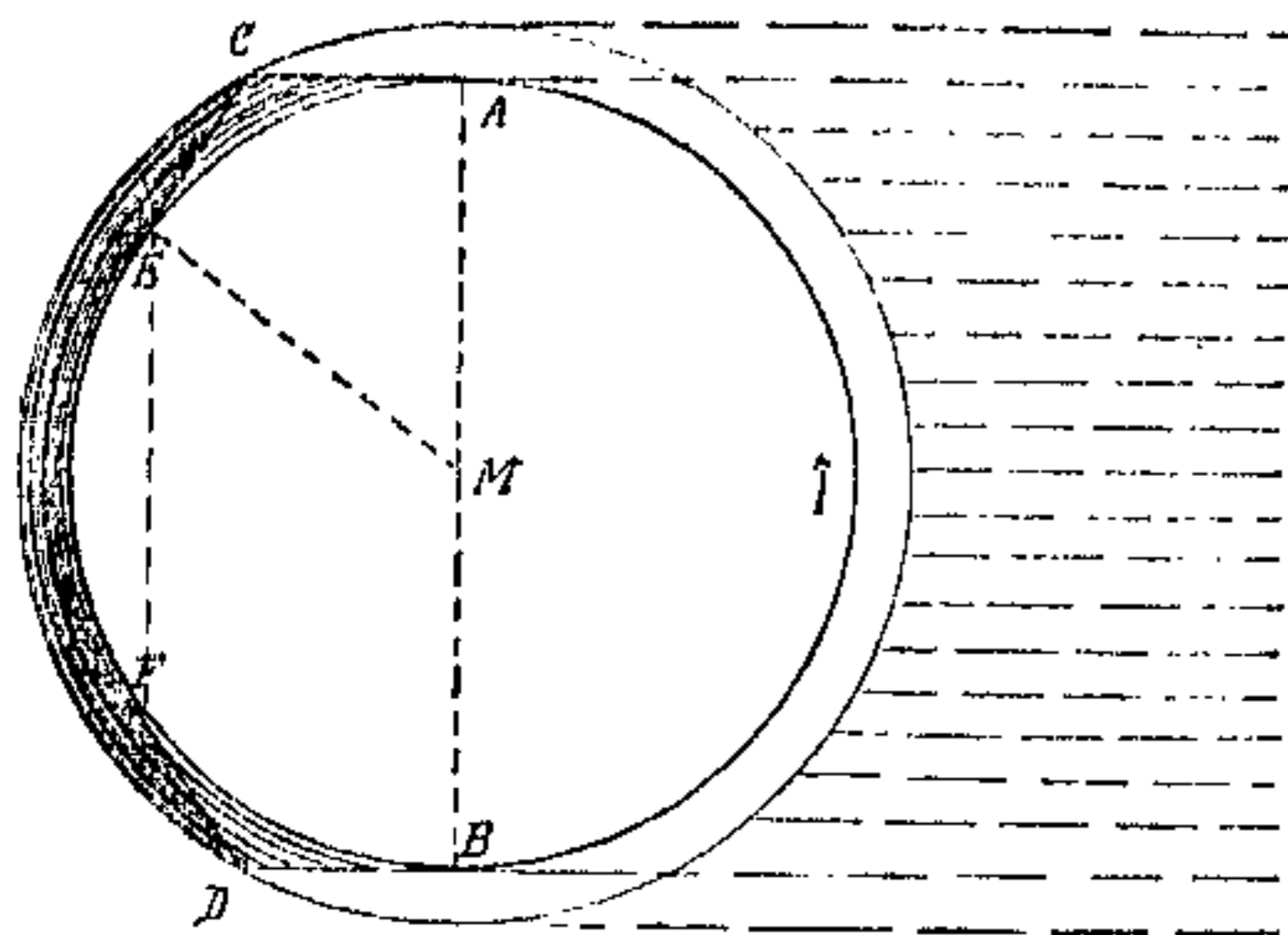
Der alte Jürgen schlich wie ein Nachtwandler nach Haus, beladen mit 'ner Late Apfelsinen, für die er keine Verwendung hatte, und nachdem daß er Hein den anderen Verlobungsring geschenkt hatte, ging er zum Generalbureau und ließ sich für eine Reise nach China anmustern. —

Dämmerung.

Von Felix Linke.

Wenn unser Tagesgestirn dem Westen zuweilt, wenn seine glühende Scheibe unter den Horizont zu sinken beginnt, dann lüchelt der Himmel die Landschaft über dem Globus in warme rötliche Farbtöne. Tief und tief färbt sich langsam das Rot, und immer dunklere Schatten steigen von Osten her herauf. An dem Halbdunkel bleiben uns die ersten Sterne entgegen und bald erscheint uns der dunkle Himmelsgrund von glühenden Diamanten übersät.

Die Wissenschaft fasst diese Erscheinung unter dem Namen „Dämmerung“ zusammen. Sie ist eine Folge der Strahlenbrechung in unserer Atmosphäre. Machen wir uns den Vorgang an



Die Entstehung der Dämmerung.

einem Bilde klar. Stellt der innere Kreis unseres ersten Bildes den Erdball, und die Zone zwischen diesem und dem äußeren Kreise die umgebende Luftschicht dar, so dringen die von rechts kommenden Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre bis auf die Erdoberfläche vor. Die äußersten von der Sonne getroffenen Punkte der Erdkugel liegen bei A und B; links davon wird kein Punkt mehr von den Sonnenstrahlen getroffen. Die Strahlen dringen aber über A bzw. B hinaus durch die durchsichtige Atmosphäre und erleuchten noch die höheren Luftschichten bis C bzw. D. Von dort aus wird noch Licht auf die Erde reflektiert, und zwar nach den Gesetzen der Optik bis E bzw. F. Erst von dort an, in der Zone C-D-E herrscht Nacht, während die Zone A-C-E bzw. B-D-F in ein Halbdunkel getaucht ist, das man die Dämmerung nennt. Ist M ein Pol der Erde, und dreht sich diese um die Achse in der Richtung des Pfeiles, so treten bei A immer neue Punkte in das Halbdunkel ein; die Nacht wirft ihre Schatten voraus. Bei F treten stets bisher beschattete Punkte in das Halbdunkel, die Morgendämmerung beginnt und bei B bricht das volle Sonnenlicht hervor. Die Größe des Dämmerungsbogens A-E bzw. B-F hängt natürlich von der Höhe der Luftschichten ab, die noch Licht reflektieren. In unserer Zeichnung ist die Luftschicht zu dick gezeichnet, wozu wir wegen der Anschaulichkeit gezwungen waren. Der Dämmerungsbogen beträgt 16 bis 18 Grad, und daraus hat man auf die Höhe der lichtreflektierenden Schichten geschlossen, die etwa 80 Kilometer hoch sein dürften. Das bedeutet natürlich nicht, daß der uns umgebende Luftgürtel nur 80 Kilometer dick wäre. Denn andere Tatsachen (wie Sternschnuppenbeobachtungen usw.) lassen darauf schließen, daß er mindestens mehrere hundert Kilometer beträgt. Hauptächlich sind es Wasserbläschen und vor allem Staub, der sich bis zu so bedeutender Höhe erhebt und das Licht reflektiert. Gelegentlich des Vulkanausbruches des Krakatau in der Sundastraße (zwischen Java und Sumatra) im Jahre 1883 und ebenso bei der Katastrophe von Martinique in den Antillen

(1902) wurden von den Vulkanen riesige Aschenmassen in die Luft gewirbelt, die sich bis zu 100 Kilometer erhoben und Tausende von Kilometern weit fortgetragen wurden. Sie gaben in diesen und den folgenden Jahren zu den prachtvollen Dämmerungsercheinungen Anlaß, die auch in unseren Gegenden beobachtet wurden und noch jetzt nicht ganz verschwunden sind, nachdem sie allerdings durch spätere, kleinere Vulkanausbrüche wieder verstärkt wurden.

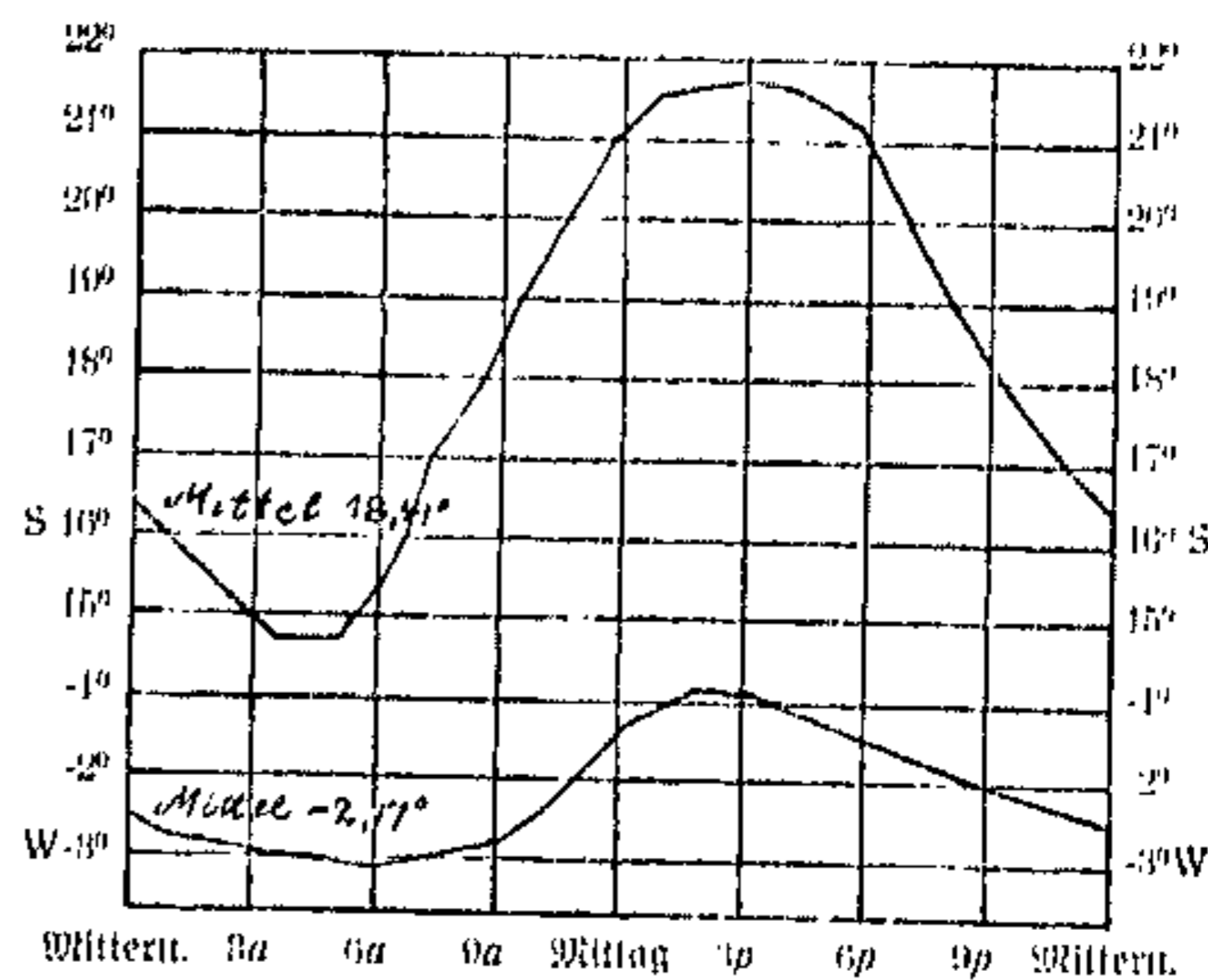
Die Dauer der Dämmerung ist naturgemäß für jeden Ort der Erde eine andere, denn die Bewegung der Erde erfolgt in der heißen Zone an der Oberfläche schneller als in höheren Breiten, und dazu noch stets fast senkrecht zum Horizont, während höhere Breiten (also nach den Polen zu) die Sonne den Horizont in immer mehr geneigter Bahn durchkreuzen sehen. Man erkennt daraus, daß die Dauer der Dämmerung im Äquatorgürtel der Erde kürzer ist, als z. B. schon bei uns. Da aber auch die Luft am Äquator durchschnittlich viel reiner ist als bei uns, weil weniger Staub in der Atmosphäre schwebt, ist auch aus diesem Grunde die Dämmerung kürzer als hier. Ist dort erst einmal die Sonne unter den Horizont gesunken, so bricht auch bald die Nacht an.

Bei uns dauert die astronomische Dämmerung durchschnittlich zwei Stunden; im bürgerlichen Leben versteht man aber unter Dämmerung die Zeit zwischen Sonnenauf- oder -Untergang und den Zeitpunkt, wo man in den Wohnungen deutliche Druckschrift noch bequem ohne künstliche Lichtquelle lesen kann. Anfang und Ende der bürgerlichen Dämmerung fällt mit dem Zeitpunkte zusammen, wo die Sonne 6 bis 6½ Grad unter dem Horizont steht, und ihre Dauer beträgt etwa ein Drittel der astronomischen Dämmerung, d. h. in unseren Breiten durchschnittlich etwa 40 Minuten.

Die Dämmerung ist also durchaus an das Vorhandensein einer Atmosphäre gebunden. Wo es keine Luft ist, gibt es auch keine Dämmerung. Das ist auf dem Monde der Fall. Dort herrscht neben dem hellsten Sonnenlicht absolute Nacht, neben hellstem Sonnenschein tiefster schwarzer Schatten. Richtet man ein Fernrohr auf den Mond, so sieht man die Schatten der Mondgebirge absolut schwarz; von den an der Beleuchtungsgränze stehenden Bergen sieht man oft nur die schon von der Sonne beleuchtete Kuppe, die in der Luft zu schweben scheint, während der Fuß des Gebirges noch im Dunkel steht und unsichtbar bleibt. Die von manchen Beobachtern gesehenen braunen Schatten in Kratern, die an sich sehr leicht erklärlich sind, habe ich selbst mit sehr großen und sehr guten Instrumenten nie braun, immer tief schwarz gesehen. Umgekehrt sieht man vom Monde aus neben dem strahlenden blendenden Sonnenball auf tief schwarzem Himmelsgrunde den kleinsten schwächsten Stern, wohingegen bei uns die lichtzerstreuende Atmosphäre das Licht der Sterne vollständig verschluckt und auflöscht.

Wenn die Sonne über den Horizont emporsteigt, so bringt sie beide Attribute mit herauf: Licht und Wärme. Die aufgehende Sonne sendet ihre Wärmestrahlen zuerst schräg und wenig wärmependend auf den Erdboden, erst nach und nach, je höher sie am Himmel emporsteigt, wirkt die Wärmestrahlung so, daß die Einstrahlung der Sonne die Ausstrahlung in den kalten Weltraum überwiegt. Der Boden wird erwärmt und sehr bald beginnt auch die Lufttemperatur zu steigen. Dieser Verlauf und der weitere während des Tages ist sehr deutlich an dem Beispiel von Berlin zu sehen, das hier in zwei Kurven wiedergegeben ist. Die obere S-Kurve (Sommer) bezieht sich auf den täglichen Gang der Temperatur im Juli, die untere, W-Kurve (Winter), auf den im Januar. Beide Kurven beginnen mit

Mitternacht. Die Temperatur fällt bis Sonnenaufgang und erreicht im Juli zwischen 4a und 5a, im Januar um 6a ihren niedrigsten Wert. — 5a heißt nach internationalem Brauche 5 Uhr ante meridiem (vor Mittag), 5p post meridiem (nach Mittag). — Die höchste Tagestemperatur fällt auf den Nachmittag, im Juli auf 3p, im Januar auf 2p. Die tiefste Temperatur pflegt kurz vor Sonnenaufgang einzutreten; der steigenden Sonne geht mit dem heraufdämmernden Licht eine gewisse Wärmewirkung voraus. In Analogie mit der Lichtdämmerung hat man die Zeit von diesem Zeitpunkte an bis zum Erscheinen der Sonne „Wärmedämmerung“ genannt. Die höher steigende Sonne bewirkt dann ein Anwachsen der Temperatur bis zur Mittagzeit. Hierauf wird die Bestrahlung wieder geringer, während jedoch die



Täglicher Gang der Temperatur in Berlin im Januar (W) und Juli (S).

Lufttemperatur wieder weiter steigt. Verursacht wird das durch den ausstrahlenden Wärmeinhalt des Erdbodens, der sich durch die intensive Sonnenstrahlung stark erwärmt hat. Das Steigen der Lufttemperatur dauert so lange, bis die Einstrahlung der Sonne nicht mehr genügt, um die Ausstrahlung des Erdbodens auszugleichen und zu ersetzen; und das ist um so länger, je größer die ganze Tageschwankung ist, d. h. im Sommer. Mit sinkender Sonne nimmt dann auch die Lufttemperatur ab, bis zum nächsten Morgen kurz vor Sonnenaufgang.

Für den Haushalt in der Natur hat natürlich diese Speicherwirkung des Bodens eine große Bedeutung; wo sie nicht vorhanden ist, kann kein vegetatives Leben gedeihen. Der heiße Wüstensand wird nur oberflächlich bis zu wenigen Zentimetern Tiefe so stark erhitzt, daß man ihn mit bloßen Füßen nicht berühren kann. Nach dem Verschwinden der Sonne ist die wenige Wärme bald abgegeben und so ist in den oberen Bodenschichten keine Wärme mehr vorhanden, die die Ausstrahlung in den kalten Weltraum bestreiten könnte. Neben unerträglicher Tageshize treten fast regelmäßig Nachtfroste ein, die doch das zerstören würden, was die Hitze vielleicht noch übrig lassen könnte. —

22

Heinrich Laube.

Von Ernst Kreowski.

Bei Heinrich Laube, dessen hundertjähriger Geburtstag am 18. September ist, fühlt man sich versucht, einer der traurigsten Episoden der deutschen Literatur zu gedenken. Zeitlich fällt sie zusammen mit der erbärmlichsten Reaktion, die jemals in Preußen geherrscht hat. Jene Epoche wurde durch das Trommelgerassel der Julirevolution, das von Frankreich herüberkante, eingeleitet; und die Sturmglöcke von 1848, welche aus unmittelbarer Nähe die Geister erschreckte, läutete sie aus. Was zwischen diesen beiden Ausbrüchen

elementarer Volksgewalt lag, war Schwüle und Wärme, abnungsvolle Verdüstung und ungewisses Schaukeln und Balancieren verworrener Tendenzen und Bestrebungen. Die Fener der Julirevolution, sagt Ernst Ziel, waren die Totenfener der deutschen Romantik, und aus der Asche des schitternden Wundervogels erwartete man gespannt das Aufplattern eines neuen Phönix, von dem man nicht sagen konnte, was er sein und was er bringen werde. Neues sollte sich gebären — aber man wußte nicht was; wandeln wollte man sich — aber man wußte nicht wie. Man war des plammäßigen Zurückschraubens auf überwundene Standpunkte, das eine abgefeimte Reaktion lange genug betrieben hatte, herzlich müde; man wollte nicht länger, greifenhaft untätig, an den Erinnerungen der Vergangenheit zehren — schaffen wollte man und aufbauen, statt zu konservieren und zu mumifizieren. Aber es fehlten dem Volke die klaren Ziele, dem Können die einheitlichen Brennpunkte. Mismut und Verstimmung rissen mehr und mehr ein. Die Zeitatmosphäre war mit Brennstoffen angefüllt. Das Theater der Zeit war ein geräuschvoller Festsaal und Ringboden geworden für die verschiedenartigsten Elemente, für loie Komödianten und ernsthafte Charaktere, für Strebertum und Ehrlichkeit; alles trat in den Dienst der Zeit; selbst die Philosophie wurde rationalistisch und die Literatur wurde ein Soldat des Tages: die poetische Prosa der „Jugendlichen“ löste die Poesie nahezu auf in politische und soziale Reformpropaganda, und die Dichtung im engeren Sinne teilte das Schicksal der Epoche: sie rang nach neuem Inhalt, nach neuen Formen. Taster und Tappen war die Signatur der Zeit im allgemeinen, so der Literatur im besonderen. Der getrennte Ausdruck dieser politischen Gärung sind die Schöpfungen jener Schriftsteller, welche man unter dem Schlagwort „Jugendliche“ zusammenfaßt. Hierzu gehören: Karl Gutzkow, zweifellos der bedeutendste von allen, Gustav Kühne, Heinrich Laube, Theodor Mundt und Rudolf Wienberg.

Das Schicksal aller dieser aber spiegelt sich im Schicksal Laubes am deutlichsten und schärfsten. Man kann die Jugendlichen nicht umgehen, sobald man Heinrich Laube auf seinem schriftstellerischen Werdegang begleitet. Und dieser letztere (wie auch Laubes Lebensführung an sich) ist reicher, wechselvoller, explosiver als der aller anderen.

Heinrich Laube wurde zu Sprottau als Sohn eines Maurermeisters geboren. Wie der Vater, entstammte auch die Mutter dem Kleinbürgertum: Ihr Vater war Fleischhauer gewesen. In dieser Sphäre wuchs der Knabe mit vier Brüdern auf, die natürlich Handwerker (Bäcker, Maurer usw.) wurden. Nicht selten begleitet er einen älteren Vetter mit der Schafherde auf die Weide, oder auch, wenn dieser erhandelte Lämmer und Schweine vom Lande einholte. Sonst ging nicht viel vor. Allerdings sind Laubes erste und bedeutendste Jugenderinnerungen mit kriegerischen Zeitereignissen verknüpft. Die Demütigung Preußens 1806/07, französische Einquartierungen, Scharmügel, militärische Durchzüge nach und von Rußland bis 1812, die Erhebung des Volkes gegen Napoleon und die Franzosen 1813/14: das waren allerdings Begebenheiten, welche gewaltige Eindrücke hervorbrachten und zurückließen. Für ein Handwerk zeigt der junge Laube weder Sinn noch Tauglichkeit. Das Lesen (von Romanen) bildet seine liebste Beschäftigung; trotzdem weiß er bis ins 14. Jahr noch nichts von Goethe und Schiller. Nachdem er bei einem Onkel, der Baumeister war, vorübergehend im Hause gewesen, kam er auf das Groß-Glogauer Gymnasium, das er nun fünf Jahre hindurch besucht. Dann tritt er nach Schweidnitz über, wo er sein Abiturium macht.

Als unbemittelter Mensch muß er ein Privatstudium wählen, das ihm am ehesten die Aussicht auf baldige Verforgung eröffnet. So wandert Laube im Frühjahr 1826 nach Halle, um Theologie zu studieren. Er wird Burschenschaftler und weiß doch, daß darauf Gefängnis steht. Schon im zweiten Semester begann der Konflikt mit Strafbehörden. Zunächst hatte Laube wegen einer „sechspännigen“ studentischen Schlittenfahrt sechs Wochen Universitätskarzer abzumachen.

Der Burschenschaft verdächtigt, wanderte er dann wieder in seine Heimat zurück, versuchte sich auch in einer Dorfkirche als Prediger und ging im Herbst 1827 nach Breslau. Hier gibt er Fachtunterricht, schlägt eine ihm von Seiten der akademischen Behörde angetragene Stelle als Universitätsfachtlehrer aus und bringt sein Privatstudium leidlich weiter, nicht ohne zwischendurch zur Literatur abzuschwenken. Seine lyrische Ader hatte ja eigentlich schon während seiner Pennälerzeit ihren Tribut an Poemen gezollt. Jetzt gelangt der verdorbene Theologe unmerklich ins Schriftstellern hinein. Er verfaßt ein paar Historienstücke („Gustav Adolf“ und „Moritz von Sachsen“), gibt eine literarische Zeitschrift „Aurora“ für Studenten heraus, die aber nichts einbringt, und schreibt Theaterkritiken für die „Breslauer Zeitung“.

Dann geht er als Hauslehrer zwei Jahre aufs Land hinaus. Während dieser Zeit beschäftigt er sich eifrig mit Schriftstellerei. Die französische Julirevolution lenkte ihn zuerst auf die Tagespolitik. Die darauf ausgebrochene polnische Revolte nährte seine entstandene Neigung zu historischen Studien. Er schloß sich den sogenannten liberalen Ideen an, wie sie im linken Zentrum der Deputiertenkammer in Paris zum Ausdruck gelangten. Von dieser Ansicht aus sind Laubes erste Schriften, von denen weiter unten noch geredet werden soll, zu bewerten. Er bekennt selbst, daß er in jener Zeit nichts weniger als Republikaner war, vielmehr für Monarchien mit Garantien für Herrscher und Volk gestimmt.

Im Juli 1832 ging Laube nach Leipzig, wo er vom Januar 1833 bis Juli nächsten Jahres die „Zeitung für die elegante Welt“ redigierte. Zwischenhinein schrieb er verschiedene neue Schriften und machte Reisen nach Karlsbad und München, ging von da mit Karl Gutzkow nach Oberitalien und kam über Triest und Wien nach Leipzig zurück.

Die preussische Polizei hatte aber schon auf Laube ihr Augenmerk geworfen. Bereits am 3. Dezember 1832 berichtete der Regierungspräsident Rochow von Merseburg an den Minister des Innern nach Berlin: es sei nicht zweifelhaft, daß Laube und Soel Jacoby — ein unbedeutender Dichter, später berichtigter Polizeispibel — die „Erfinder der Preußen ungünstigen Nachrichten“ seien. Es wäre daher gut, wenn die beiden aus Leipzig entfernt oder zur Ableistung ihrer Militärpflicht abgerufen würden. Wenige Wochen danach fand sich, da Laube ja wegen Kurzsichtigkeit dienstuntauglich war, schon eine günstigere Gelegenheit, gegen den Schriftsteller vorzugehen. Es wurde nämlich über Laubes erste größere Schrift „Boten“, die bereits während seiner Hauslehrerzeit entstanden war, ein Gutachten des Oberzensurkollegiums abgegeben. Dort hieß es, daß dies Buch „mit einer seltenen Frechheit abgefaßt“ sei. Es kämen darin nicht nur im allgemeinen Sätze vor, wodurch die bestehenden Verfassungen erschüttert würden, sondern die Schrift enthalte auch die größten Verunglimpfungen der preussischen und der russischen Regierung usw. Laubes Verherrlichung Frankreichs, desgleichen seine enthusiastischen Lobpreisungen der polnischen Revolutionspartei scheinen dem Blick des Kollegiums gänzlich entgangen oder ihm weniger bedenklich gewesen zu sein.

Einige Monate hindurch kommt nun Laubes Name in den Akten nicht vor; gleichwohl scheint zwischen der preussischen und der sächsischen Polizei eine geheime Verständigung stattgefunden zu haben, denn schon im Mai 1833 wurde Laube ein längerer Aufenthalt in Sachsen untersagt. Vom Oberzensurkollegium hören wir erst wieder Ende Oktober desselben Jahres, in dem es beantragte, zwei weitere Schriften Laubes zu verbieten. Es waren die „Briefe eines Sokrates“ und „Das junge Europa“. Die erstere Schrift, so heißt es in diesem Gutachten, sei antipreussisch-revolutionär, in religiöser Beziehung lästerlich, enthalte eine Lobpreisung der Julitage, rühmende Erwähnungen von Börne, Kotzebue und anderen und predige den Grund, daß die Konstitution nur den Übergang zur Republik bedeute. Im „Jungen Europa“

Laube nennt dies Werk einen „Roman oder eine spekulative Novelle“ war der oberste Zweck eine Darstellung der inneren Zerrissenheit des damaligen Europa. Das ganze sollte ein Entwicklungsroman nach Art des „Wilhelm Meister“ werden. Die zweite Schrift erschien dem Kollegium in noch höherem Grade verwerflich und gefährlich. „Sie ist eines der unzüchtigsten Bücher, welche der deutschen Literatur zur Schande gereichen und den berüchtigsten und ruchlosesten Produktionen der französischen Literatur in dieser Art der Schriftstellerei mindestens gleichzustellen.“ Auch werde vielfach die Religion, insbesondere das Christentum „auf lästerliche Weise mißbraucht oder auch angefeindet“. Mit der Unschädlichmachung dieser Bücher war es der Zensur aber noch nicht genug. Sie wollte auch die „Zeitung für die elegante Welt“ in Preußen verboten wissen. Laube redigierte sie „vom Standpunkt der Nativität“. „Da strökte es dann,“ schreibt er in seinen „Lebenserinnerungen“, „von Stebereien. Mit Dreifachheit wurde alles getadelt, was mir unwahr schien in unserer Schriftwelt, unwahr in unserer sozialen Welt, unfrei in unseren politischen Einrichtungen.“ Besonders Mißfallen erregten beim Oberzensurkollegium Laubes „Moderne Briefe“ in der von ihm geleiteten Zeitschrift. Sie zeugten, so schrieb jene Behörde am 12. Januar 1834, von der größten Trivolität, träten in ihren politischen Bemerkungen zugunsten der Opposition der Stuttgarter Ständeversammlung ein, verherrlichten die Julirevolution, rühmten Börne und Heine und behaupteten vom Demokratismus, daß er im Grunde das Christentum sei usw. usw. Allerdings fand der Antrag des Kollegiums auf Verbot des Mattes in Preußen beim Minister keine Gegenliebe. Jedoch versprach er, die sächsische Regierung zu bitten, den Leipziger Zensur zu größerer Strenge anzumahnen.

Von dieser Seite scheint die preussische Polizei über Laubes Tun und Lassen fortwährend unterrichtet worden zu sein. So weiß denn auch der Merseburger Regierungspräsident Rochow unterm 13. Mai zu melden, daß sich Laube drei Tage zuvor einen Paß besorgt habe, um über Berlin nach Gräfenberg zu reisen. Anfolgedessen wurde der Polizeipräsident von Breslau beauftragt, Laube zu beobachten und ihn „bei hinzutretenden Verdachtsgründen mit Beschlagnahme seiner Papiere zu verhaften“. Inzwischen kam Laube wirklich nach der jetzigen Reichshauptstadt.

Von diesem Aufenthalt, dem, wie schon erwähnt, eine Ausweisung aus Leipzig vorausgegangen war, erzählt Laube ausführlich in seinen „Lebenserinnerungen“. „Berlin war damals (Frühjahr 1834) eine recht stille Stadt; in einem großen Teile seiner „Friedrichstadt“ wuchs Gras hervor zwischen den kleinen Pflastersteinen.“ Es war noch die Zeit des Rauchverbots innerhalb der Stadt; das autoritäre Regime herrschte. Laube trat gleich in Verkehr mit Adolf Glasbrenner, dem Urheber



E. Delacroix: Der Kampf ums Dafein.

des demokratischen „Eisensteher“ und besuchte auch Wernhagen von Ense. Dieser riet ihm allerdings, Berlin so rasch als möglich zu verlassen. Schließlich folgte er doch diesem guten Rat und reiste nach Gräfenberg, in Sprottau die Fahrt unterbrechend. Hier erhielt er Gewissheit, daß er von der schlesischen Behörde beobachtet werde. Er reiste daher nach Dresden, von dort aber wieder nach Berlin zurück, um hier seine Verhaftung abzuwarten. Wernhagen riet ihm natürlich wieder umzukehren. Dazu war es diesmal aber zu spät, denn schon am anderen Morgen — am 28. Juli — traten beim Frühstück drei Männer in sein Zimmer, die ihm seine Festnehmung verkündigten. Er wurde zunächst nach der Stadtvogtei und sechs Wochen später in die Hausvogtei gebracht. Weswegen man Laube in Haft genommen hatte, das erfuhr er schon sechs Tage danach durch sein Verhör: es war hauptsächlich geschehen infolge der ihm vorgeworfenen Teilnahme an der Burschenschaft! Obwohl Laube sich hätte sagen müssen, daß durch Denunziation bereits alles verraten war, mithin all sein Zeugnen zwecklos sein würde, so blieb er hierbei. Er stellte nicht nur seine ehemalige Zugehörigkeit zur Burschenschaft — die er später in seinen „Lebenserinnerungen“ eingestekt — in Abrede, indem er vor gibt, nur Mitglied eines studentischen „Kränzchens“ gewesen zu sein, sondern er bestritt auch die Immoralität seiner Schriften. Es sei ihm weder in den Sinn gekommen, durch sie Preußen oder das Militär zu beleidigen, noch wolle er die enthusiastischen Aeußerungen über die polnische Revolution als die seinen, sondern nur als die einer Romanfigur gelten lassen. . . .

Nachdem Laube am 14. Februar 1835 sein Schlußverhör bestanden hatte, wurde er am 20. März nach neunmonatiger Haft entlassen. Er sollte sofort in seine Heimat zurückkehren. Schließlich wurde aber seinem Ansuchen, sich in Romburg a. S. niederzulassen, stattgegeben. Er ging dorthin, dann nach Kösen. Da folgte im Herbst der Bannfluch über das junge Deutschland, von dem natürlich auch Laubes sämtliche Schriften getroffen wurden.

In die nächsten anderthalb Jahre fallen verschiedene Reisen nach Berlin, Straßburg, Straßburg, wie seine Verheiratung mit der Witwe des Professors Sähnel. Bis in den Früh Sommer von 1837 hinein lebte Laube mit seiner Frau, „als ob der Himmel voller Geigen klinge“. Er hatte gar nicht mehr an seinen Prozeß gedacht. Jetzt war das Urteil gesprochen worden: — es lautete auf sieben Jahre Festungshaft! Infolge der großen Mainzer Untersuchungskommission gegen die burschenschaftliche Demagogie war ein Gesetz erlassen worden, nach welchem jede Teilnahme an einer Burschenschaft mit sechs Jahren Festung bestraft wurde. Die Entscheidung des Kammergerichts in Berlin vom 5. Dezember 1837 (Laube erst zugestellt am 25. Januar 1838) ging dahin, daß er „wegen Teilnahme an der Halle'schen Burschenschaft, frechen, die Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit bezweckenden Tadelns der königlich preussischen Regierung und der Regierungen verbündeter und befreundeter Staaten und wegen Verletzung der Ehrerbietung gegen einen auswärtigen Regenten des Reiches, die preussische Nationalfahne zu tragen, verlustig und zu allen öffentlichen Aemtern für unfähig erklärt, außerdem aber mit sieben Jahren Festungshaft belegt und zur Tragung der Kosten der Untersuchung verurteilt wurde.“ . . . Am 2. Februar 1838 sandte Laube an den König ein Gnadengesuch. Die Ministerkommission, der es zur Begutachtung übergeben war, führte aus: daß das eine Jahr wegen der „frechen Schriften“ keine Herabminderung erfahren könne, die sechs Jahre wegen seiner Angehörigkeit zur Burschenschaft aber auf sechs Monate herabgesetzt werden möchten. Der König

bestätigte die Vorschläge der Ministerkommission — freilich mit dem Zusatz: daß von den sechs Jahren „vorläufig“ nur sechs Monate abgeessen werden sollten.

Am 17. Juli trat Laube seine Strafe in Mülkau an. Er benutzte die ihm aufgezwungene Muße erwerbshalber zur Abfassung einer vierbändigen Geschichte der deutschen Literatur und unternahm gleich nach seiner Freilassung eine Reise durch Holland, Belgien, Frankreich bis Algier und zurück nach Paris. Mit Heinrich Heine verband ihn bis zu dessen Tode unverbrüchliche Freundschaft.

Seit 1841 wirkte er wieder in Leipzig und entfaltete nun eine reiche schriftstellerische Tätigkeit („Tagdrevier“, „Der Prätendent“, die Romane „Gräfin Chateaubriant“, „Vandomire“, ferner „Französische Lustschlösser“, „George Sands Frauenbilder“ usw.). Im übrigen war er emsig bemüht, sich vom Geruch des Demagogentums zu befreien und sowohl vom jungen Deutschland, dessen Vertreter er wiederholt heftig bekämpfte, als auch vom Banne der Zensur loszukommen. Ja, er bezeigt sogar eine auffallend königsfreundliche, wo nicht gar byzantinische Gesinnung, wofür Stellen aus seinen Briefen an den Fürsten Büdler-Muskau und andere Zeugnis geben. Aber trotz seiner Unterwerfung glaubte man ihm nicht recht, sondern beobachtete ihn mit Argwohn und Mißtrauen. Als er nämlich Ende 1844 die zwei Jahre zuvor wieder übernommene Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“ niederlegte, meldete der Polizeipräsident von Leipzig am 30. Dezember dies Faktum nach Berlin mit dem Hinzufügen, daß Laube beabsichtige, dorthin zu gehen. Am 28. Januar 1845 antwortete der Minister: „Sollte sich das bestätigen, so hat das Polizeipräsidium davon Anzeige zu machen, da ein dauernder Aufenthalt desselben (Laubes) hier nicht erwünscht sein dürfte.“ Aus solchen Tatsachen erhellt wohl zur Genüge, was Ludwig Geiger in seiner verdienstvollen Schrift: „Das junge Deutschland und die preussische Zensur“ schreibt: Die Verfolgung war ernsthaft genug, die Leiden groß, die Schädigung, die die einzelnen erlitten, empfindlich. Außer dem Verlust der Freiheit, die zwei der Verfehlten erlitten, erlitten sie Schädigung in ihrem Verdienst: es wurde ihnen schwer, einen Verleger zu finden, noch schwerer, von diesem angemessenes Entgelt für ihre Produktionen zu erlangen, deren Verbreitung gehemmt war. Sie erlitten Schädigung ihres Talents (hinsichtlich froher Arbeit), wie des Charakters (hinsichtlich der ihnen aufgezwungenen Selbsterniedrigung) und nahmen Schaden an ihrer Seele. Es war eine traurige Episode der deutschen Literatur. Auf keiner Seite gab's Helfen, weder unter den Angreifern, noch unter den Angegriffenen. Und dennoch vermögen wir keinem unsere innige Sympathie zu versagen — trotz ihrer oft unbedeutenden Leistungen und trotz ihres oft schwächlichen Charakters. . . .

Im Grunde war Laube nur politischer Fortschrittswortführer im Sinne des radikalen Liberalismus, weil er künstlerische Freiheit ertrachtete und ertrachten mußte. Als Publizist vom Tage führt er eine wuchtige streitbare Feder und verharrete auch in seinen späteren belletristischen Schöpfungen, wenngleich nicht bei der revolutionären Tendenz seiner früheren Zeit, doch nach wie vor auf der Grundlage materialistischer Weltanschauung.

Als Politiker hat sich Laube nur ein einziges Mal versucht. Das war im Jahre 1848 und — ein Zufall. Auf der Heimreise von Wien, wohin Laube berufen worden war, um am Burgtheater den Proben zu seinen „Karlsschülern“ beizuwohnen, kam er auch nach Elbogen, einem deutsch-böhmischen und durch den Hans Heiling-Felsen bekannten Städtchen. Es fand gerade eine Wahlverjam-

lung zum Frankfurter Nationalparlament statt. Nachdem verschiedene Kandidaten gesprochen hatten, meldete sich auch Laube zum Wort und siehe da: dem Eindruck seiner vom großen Augenblick geborenen Rede verdankte er seine sofortige Wahl als Abgeordneter dieses Kreises. Im Parlament ist Laube nicht hervorgetreten. Er hielt sich zum Zentrum und zur Erbkaiserpartei und versagte dem Vorschlag zur Wahl Friedrich Wilhelms IV. seine Zustimmung — allerdings unter dem Vorwande, daß er ja nicht einen reichsdeutschen, sondern einen böhmisch-österreichischen Kreis vertrete. Schon im März 1849 trat Laube aus und legte in seiner „Geschichte des Frankfurter Parlaments“ seine empfangenen Eindrücke nieder. Hiermit schließt Laubes publizistische Tätigkeit. —

Inzwischen hatte er sich der Bühne zugewendet und bereits eine Anzahl historischer Dramen („Mokoko“, „Die Bernsteinherz“, „Struensee“, die Literaturkomödie „Gottsched und Gellert“, „Die Karlschüler“) geschaffen, von denen namentlich das letztere Schauspiel aus Schillers Sturm- und Drangperiode durchschlagende Erfolge errang. Neben schloffen sich später noch andere an („Monaldeschi“, „Montrosa“, „Der Statthalter von Bengalen“, die französisierenden Lustspiele „Cato von Eisen“ und „Böse Zungen“, endlich eine nicht sehr glückliche Fortsetzung des Schiller'schen Fragments „Demetrius“). Als beste Tragödie muß aber „Graf Effex“ bezeichnet werden. In ihr kommt Laubes Fähigkeit — der es jedoch an psychischer Tiefe und poetischer Kraft gebrach — einzelne Charaktere mit Schärfe zu zeichnen und lebendige, eminent kontrastierende Szenen zu gestalten, am reichsten zur Geltung.

Der Dramatiker bereitete aber auch zugleich den Dramaturgen und Theaterstrategen die Bahn. Anfang 1850 folgte Laube einem an ihm schon ein Jahr zuvor ergangenen Rufe als künstlerischer Direktor an das Wiener Burgtheater. Welche künstlerische Taten er hier während eines zwölfjährigen Zeitraumes vollbracht hat, das wird in der Geschichte der deutschen Bühnenkunst nie vergessen werden, denn es ist vielleicht das glänzendste Kapitel, welches sie empfangen hat. Nach seinem Abgang von Wien übernahm Laube die künstlerische und geschäftliche Leitung des Leipziger Stadttheaters (1869—1871). Es hat, seitdem er es verließ, kaum je wieder jene künstlerische Höhe erreicht, auf welcher es damals achtunggebietend gestanden. Noch einmal ließ sich der rastlose Mann zur Uebernahme einer Bühne bestimmen. Es war das neugegründete „Wiener Stadttheater“. Laube mußte es ja verlockend genug erscheinen, in der Stadt seiner größten dramaturgisch-strategischen Erfolge dem Burgtheater Schach zu bieten. Wohl hatte er sich darin nicht getäuscht und hielt dem Aufsturm des kapitalistischen Kunstbanaufentums länger Stand (von 1872—1880), als vorher an der Pleiße; aber schließlich siegte doch bei ihm die Einsicht, daß es ein vergeblicher Kampf sein würde und daß er sich endlich die wohlverdiente Ruhe des Alters schuldig sei. Immer werden seine Spezialschriften über das „Burgtheater“, das „Norddeutsche (einschließlich Leipziger) Theater“ und „Wiener Stadttheater“ dauernden Wert behalten; wie denn auch mehreren seiner Dramen („Karlsschüler“, „Effex“) ihre Zugehörigkeit zum Bestande des „eisernen“ Spielplanes aller größeren Bühnen gesichert bleiben wird.

Ähnliches läßt sich dagegen kaum von seinen historischen und belletristischen Schriften bekennen. Die ersteren sind vom Stande der heutigen Geschichtswissenschaft weit überholt und beanspruchen nur noch ein literar-ästhetisches Interesse, insofern nämlich, als Laube einer der kraftvollsten originell-knorrigsten Stilmeister ist, deren sich die Schlesier zu rühmen haben.

Er starb am 1. August 1884 und liegt in Wien, das er leidenschaftlich liebte, begraben. —

Die Brücke.

Eine türkische Geschichte. Von J. Schrakl.

(Schluß.)

Der Wagen war an eine Stelle gekommen, wo man die fremden Kasernen sehen konnte. Der Mütessarif ließ halten und schaute schadenfroh hinüber. „Da sitzen nun die Giaux und müssen zusehen, wie ihre Brücke Flügeln bekommen hat,“ sagte er zu seinem Begleiter. „Das aber ist vor allen Dingen Ihr Werk, das Auerkennung gefunden hat an der Stelle, wo man solche patriotischen Taten zu schätzen weiß — ich bin beauftragt, Ihnen den Medschidicorden zweiter Klasse zu überreichen.“

Der Müdir verbeugte sich und nahm sich im stillen vor, seine Verdienste selbst in zweckentsprechender Weise zu belohnen. . . .

Am Flusse blieb nun ein gewisser Ali Bey, seines Zeichens Regierungsbaumeister, als Herr der Situation zurück. Er war ein Freund des Müdir, der ihm diesen Posten verschafft hatte. In dem Hause eines wohlhabenden serbischen Bauern hatte er sich einquartiert. Dieser hatte stets als ein großer Freund der Türken gegolten; dafür hatten ihn die Türken zum „Mühtar“ gemacht. Der Herr Gemeindevorsteher war allerdings nicht sonderlich erbaut über die ihm widerfahrne Ehre; denn die Türken haben so ihren eigenen Sittenkodex in gewissen Dingen, so gute Leute sie auch in anderen sein mögen. Ali Bey war kein Ungeheuer, er hatte ein ganz menschliches Herz, und ursprünglich ebenso seine Manieren, wie sein Freund, der Müdir. Allein nur allzu oft suchte er den Zug der grauen, langweiligen Stunden durch die Narkotikflasche zu besüßeln, und die türkischen Offiziere, die ihn zu besuchen kamen, fanden ihn in einem Zustande, in dem man unmöglich den Bau einer Brücke überwachen kann. Kam er wieder zu sich, war er in fürchterlicher Laune. Er benahm sich dann wie einer der Giauxenvertilger der alten Zeit, tobte und wetterte über seine christliche Umgebung; er hatte alle möglichen Paschalamen, und man mußte Frauen und Mädchen vor ihm einschließen. —

Der Bau der Brücke war nach Ablauf des Sommers gerade beim ersten Pfeiler angelangt. Die Materialien kamen nur langsam heran und in nicht genügenden Mengen. Die Bauern, die zum „Robot“ bestellt worden waren und von weit her kamen, mußten deswegen oft wieder nach Hause gehen. Das machte Ali Bey keinen Kummer. Er berechnete dem Staate so und so viel Tagelohn für Arbeitskräfte, die ihm keinen Para gekostet hatten. Niemand war da, der sich darüber beklagte und begriff, was hier vorging. Eines Tages erhielt er jedoch einen Brief aus der Hauptstadt des Bezirkes, der ihn etwas beunruhigte. Sein Freund, der Müdir, sollte versetzt werden, weil er sich die Ungnade des Mütessarif zugezogen hatte. Er benachrichtigte nun Ali Bey, daß man in aller nächster Zeit seine Kasse prüfen werde, da der Mütessarif mit einem Male mit den Fortschritten des Baues sich unzufrieden gezeigt hätte. Ali Bey verlor keinen Augenblick lang seine Gemütsruhe, er packte ruhig seine Sachen und reiste in die Stadt.

Der Mütessarif empfing ihn mit drohender Miene und behandelte ihn mit eisiger Kälte. Ali Bey, dessen Vorfahren alle Körperkraft aufgebraucht zu haben schienen und der deshalb nicht gerade von imposanter Natur war, schrumpfte noch mehr zusammen, als er vor dem Kolosse stand, den ihm das Nisinet zum Vorgesetzten gegeben hatte. Die Leute im Vorzimmer — und es gibt deren schrecklich viel —, die nichts weiter zu tun haben, als zu sitzen, zu lauschen und zu intrigieren, hörten den Chef seinen ganzen Vorrat von starken Schimpfwörtern über das demütig gebeugte Haupt des

Baumeisters ausschütten, auch klang es so, als würde eine schallende Ohrfeige gegeben. . . . Bald aber wurde es merkwürdig friedlich drinnen. Man unterhielt sich leise und lange. Endlich erschien Ali Bey auf der Schwelle; zwar war die eine Wange leicht gerötet, aber sein Gesicht trug einen so ruhigen, ja fast zufriedenen gleichmütigen Ausdruck, als käme er aus dem Stasseehause. Er verließ den Regierungskanal, die Stadt und den Bezirk, und bei seiner Brücke erschien er nicht mehr. Man verurteilte ihn zwar wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder zu Amtsentsetzung, aber zwei Monate später tauchte er in einem der anatolischen Vilajats als Oberingenieur wieder auf. Er war eben eine zu brauchbare Kraft, die sich der „Staat“ nicht entgehen lassen durfte.

Von den 50 000 Pfund, die man für den Brückenbau ausgelegt hatte, fanden sich nur noch 25 000 vor. Mit dieser Summe sollte ein anderer Baumeister, griechischer Abkunft, ein gewisser Meiko Effendi, den Bau zu Ende führen. Eine solche Erscheinung wie den geschneiegelten Griechen hatte man in Prebinje noch nicht gesehen. Er kleidete sich, als wollte er einen Spaziergang in der Grand Rue de Pisa machen. Neben den Düngerhaufen und Jauchengruben wehte das feinste Parfüm, und die Dorfbewohner bekamen die arroganteste und unverschämteste Sprache zu hören, wie sie ihnen gegenüber kein Türke gebraucht hätte. Der Mann war der Günstling eines Paschas gewesen, hatte in einem Ministerium Stambuls „gearbeitet“ und für seine Verdienste diese Stelle bekommen.

Leider war seine Unwissenheit zu groß, als daß er sie hätte verbergen können. Bei der Brücke zeigte er sich wenig. Seine Unterbeamten verhöhnten ihn und lachten, wenn er sich auf das hohe Pferd setzen wollte.

Trotzdem er ein „Christ“ war, wurde den Bauern der Frondienst nicht erleichtert. Aber dank der häufigen Abwesenheit des Architekten brauchten sich die gepreßten Arbeiter nicht zu Tode zu arbeiten. Sie lagen am Wege und verschliefen die Strapazen des langen Marsches von dem heimatlichen Dorfe her, während die Maurer auf ihrem Gerüst saßen und, die Zigarette im Munde, in die grünen Wellen des Flusses starrten. Warum sollten sie sich plagen, da die Bezahlungen so unregelmäßig erfolgten?

Meiko Effendi war also nicht das geeignete Werkzeug, den Nachplan des Müdir auszuführen. Seitdem dieser versetzt war, bekümmerte sich auch niemand mehr so recht um den Fortgang des Baues. Die alte Brücke hatte unterdessen den letzten Rest bekommen. Der Karawanenverkehr stockte gänzlich, und die Bewohner begannen den Abbruch der Verbindungen zu fühlen. Einige Unglücksfälle kamen vor. Verschiedene Leute aus den Uferdörfern waren bei dem Versuche, den Fluß an einer Furt zu passieren, von den wilden Wellen fortgerissen worden. Doch da es Mahas, Christen, waren, fragte niemand weiter danach.

Eines Tages verschwand auch Meiko Effendi. Man brauchte seine wertvollen Repräsentationskräfte an einem anderen Orte, wo er die Pracht seiner Kravatten mit mehr Wirkung entfalten konnte, als in Prebinje. Hier wurden sie doch allzu sehr von dem leuchtenden Rot bänerischer Leibbinden und der bunten Stiderei arnautischer Jacken überstrahlt. Er vergaß seinem Wirte die Kost zu bezahlen und hinterließ nur ein halbes Duzend leerer Parfümflaschen, die in den Besitz der fünfzehnjährigen Tochter des Betrogenen übergingen. Diese hütete sie wie Fetische und stellte sie in der Nähe der Heiligenbilder auf. Sie war die einzige Person im

Dorfe, die von der Abwesenheit des Griechen Nutzen gehabt hatte. —

Der Beamte, der die Baukasse zu übernehmen hatte, rechnete aus, daß Meiko Effendi für den einen Pfeiler, der während seiner Amtszeit über die Wasserlinie gestiegen war, so unglaublich viel Geld verausgabt hatte, daß nicht mehr viel übrig blieb, um den Bau zu vollenden.

Man ließ jedoch die Sache auf sich beruhen. Diejenigen, welche es anging, wußten wohl, warum sie die Angelegenheit vertuschten.

Trotzdem mußte die Brücke fertig werden! Das Ministerium drängte, und das österreichische Oberkommando führte eine unangenehm sarkastische Sprache. Wie weit war es mit der Türkei gekommen, daß ihre hohen Beamten von den Giaux sich zu unaufrichtiger Eile antreiben lassen mußten. Der Mütessarif ächzte und stöhnte unter dem Drucke dieses ärgerlichen Gefühls. Die Reinde des Glaubens nahmen Rache für den Streich, den man ihnen hatte spielen wollen. Nun waren eigentlich die Türken die Blamierten — wie schön auch der Plan des Müdir gewesen war, durch den man das Vaterland hatte rächen wollen. Aber eine Blamage ist keine Blamage, wenn man einen so soliden und ermutigenden Trostgrund hatte, wie das schöne Tschittlik, das der Baugeldverwalter sich hatte kaufen können. . . .

Ein dritter Ingenieur kam. Das war einer von den fremden Beamten, die man überall da hinschickte, wo es nichts ernstliches zu tun gab. Sie wissen das wohl und sind nicht böse darüber, denn sie erfüllen ihren Zweck mehr in dekorativer als in praktischer Weise. Monsieur Lebon war Franzose, nicht mehr ganz jung; seine Haare waren, wie er sagte, im Dienste der Türkei ergraut. Jedenfalls war er stark levantinisiert, d. h. der Kreis seiner Ideen hatte sich bedenklich verengert. Menschheit war ihm schon lange ein nebelhafter „Begriff“ geworden, den „Fortschritt“ bezog er nur auf seine sich stetig mehr füllende Kasse, „Kunst und Wissenschaft“ erschienen ihm lächerlich. Die letztere respektierte er nur, wenn sie Geld einbrachte. Er nahm nichts ernst außer seinen Interessen, wozu die Herrschaft über Frau und Töchter gehörte. Deshalb war er auch ein eifriger Katholik; denn die Religion ist die Hüterin der Familienzucht. Solcher Männer gibt es viele in der Levante. Diese ist eine Seelentöterin, der nur sehr kräftige Naturen widerstehen können.

Lebon hatte gleich begriffen, warum man ihn herschickte. Er beüllte sich, einen Bericht anzusetzen, worin er erklärte, daß wegen gewisser schwerwiegender Konstruktionsfehler der Brückenbau unterbrochen und die Pläne einer Durchsicht unterzogen werden mußten. Zu übrigen ging er spazieren, nicht als Naturschwärmer, sondern stöberte in den Bergen herum, ob er nicht irgendwo eine Gelegenheit für eine Bergwerkskonzession finden könne. . . .

Die Brücke wurde niemals fertig. Man gab den Bau gänzlich auf. So wäre man ohne jedes Verkehrsmittel geblieben, hätten nicht die Oesterreicher eine Fähre eingerichtet. Niemand hatte Schaden von dieser Brückenkomödie, nur die Bevölkerung hatte Verluste an Zeit und Geld. Auf beiden Seiten hatte man sich in gewissen Phasen des Kampfes die Hände gerieben, die Oesterreicher zuletzt, als der Mütessarif um die Erlaubnis bat, die Fähre benutzen zu dürfen. Man hatte sich jedenfalls gut unterhalten. Die alte Brücke zerfällt. Niemand braucht sich die Mühe zu nehmen, ihre Trümmer zu beseitigen. Der Fluß ist frei. Er hat sein Loch abgeschüttelt, und noch lange werden die Frühlingsfluten von den Bergen herabjagen, bis der Mensch sie wieder bändigt. —

Der Kampf ums Dasein. Die erste Reaktion gegen den blutleeren Klassizismus in der Kunst am Anfang des 19. Jahrhunderts kam von Frankreich her. Dort standen Künstler auf, deren Momente sich eng mit dem Leben verschwifelte. Sie wollten Farbe, Leben. Diese Künstler verstanden, den Kompositionen, die sie lieferten, Bewegung und Kraft zu verleihen. Eugene Delacroix gehört zu den energiegelichsten Vorkämpfern für eine großzügige, echte Kunst. Er ist geboren 1798 in Charenton, starb 1863 in Paris. Von ihm stammt das Bild „Die Freiheit führt das Volk“. Er war ein Mann von schwächlichem Körperbau, kleiner Statur; aber das Haupt war umso imponierender. Er beschränkte sich nicht auf seine Kunst. Musik und Literatur widmete er seine Zeit. Er war keiner von den bequemen Künstlern, die ausruhen, ihr Leben genießen und die Kunst als ein Mittel zu genußsüchtiger Existenz auffassen. Ohne zu erlahmen, arbeitete dieser Künstler an sich selbst. Wie scharf er dabei über die Probleme seiner Zeit nachdachte, das zeigt das Tagebuch, das er führte, das so einfach und wahr ist, daß es noch jetzt Wert hat und kürzlich neu herausgegeben wurde.

Das erste Bild, das Delacroix befaßt, ja berühmt machte, war die „Dantebarke“. Dante und Virgil über den Fluß der Verdammten fahrend, die sich voll Todesangst an das Schiff klammern. Der Stoff ist Dantes Dichtung entnommen. Noch spät hat Delacroix diese Tätigkeit fortgesetzt, Dichterverke zu illustrieren, wobei er aber so geschickt und überlegen zu Werke ging, daß seine Arbeiten sich über das Niveau bloßer Illustrationen weit erhoben. Er illustrierte nicht, er schuf neu. Er lebte sich so intensiv in das dichterische Geschehen ein, daß er mitlebte, daß er sah, was er las. Aus dieser ihm eigenen Anschauung heraus malte er. Und zwar malte er wirklich, d. h. er legte seine Bilder zuerst farblich an. Danach nachdem er die großen Flächen in Farbentönen bestimmt hatte, zeichnete er die Konturen genauer nach. Der materielle Eindruck dieser Werke beruht auf diesem Verfahren.

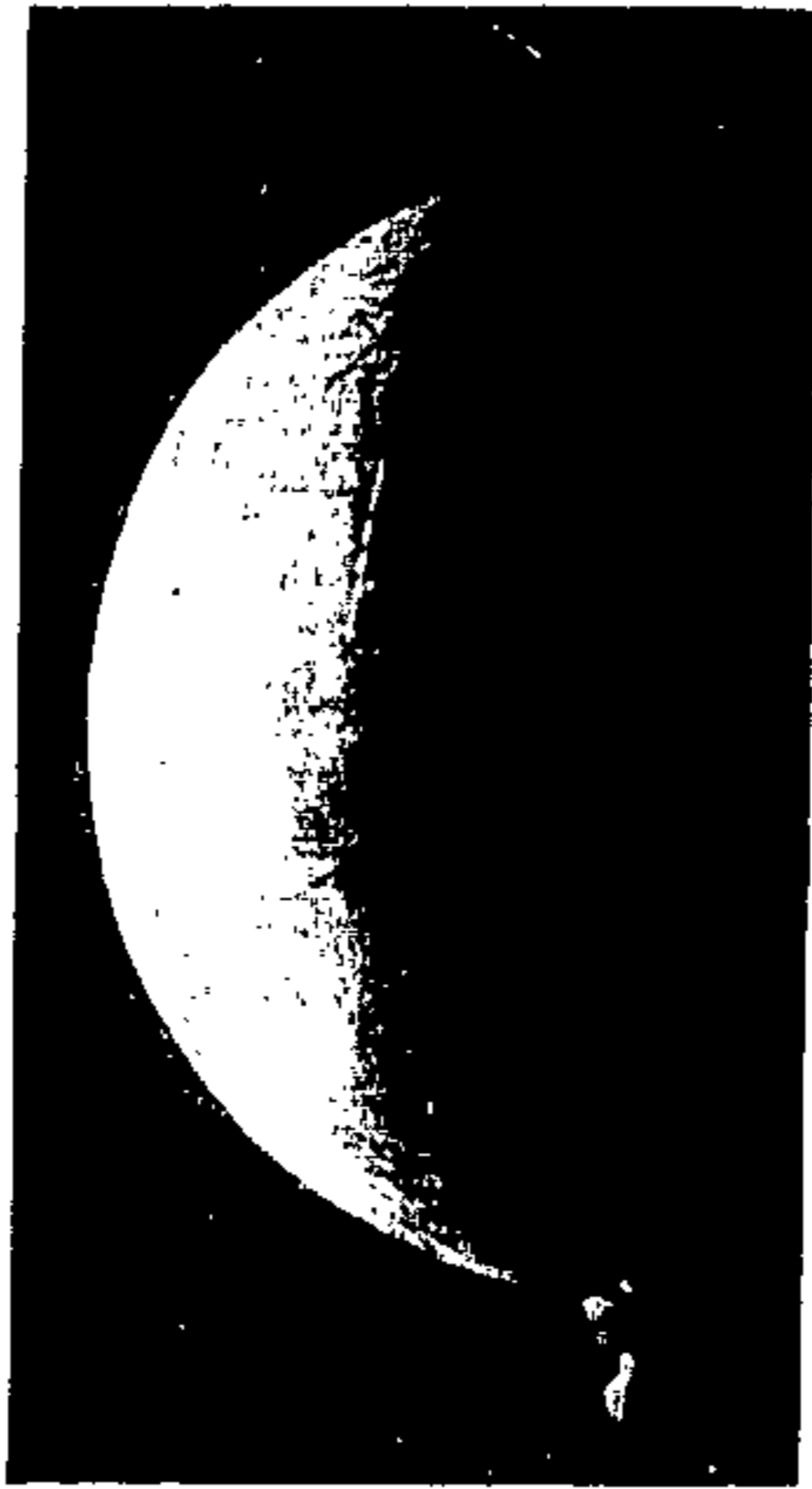
Eine entscheidende Vereinerung seines Könnens brachte ihm der Orient, wozu er als Reisebegleiter einer Gesandtschaft Louis Philipps kam. Hier begeisterte ihn das Kostüm der Farben, des Lichts. Die Orientalerei nahm ihren Anfang. Aber bei Delacroix blieb das Interesse nicht gegenständlich. Er interessierte sich nicht nur für das Exotische, für farbenprächtige Kostüme. Ihn reizte das Spiel von Licht und Farbe, das hier viel zauberischer sich entfaltete. So benutzte er nur den Orient, um sich ganz rückhaltlos künstlerisch zu geben. Der Orient trat an Stelle des bis dahin als Vorbild geltenden Griechentums. Erregtheit an Stelle der klassischen Ruhe! Und bei Delacroix ist alles Leidenschaft, Erregtheit. Doch vermeidet er jede patetische falsche Note. Sein eindringendes Naturstudium bewahrte ihn davor. Jeden Tag zeichnete er, wie ein Schüler, irgend ein Modellstück genau ab.

Selbst da, wo Delacroix anre Stoffe malt, bleibt er der Künstler der Gegenwart. Er malte nicht Statuen, sondern Menschen. Er versteht es, auch den großen, symbolischen Kompositionen frägliches Leben, Natur einzuhauchen. Er malte nicht blutlose Schemen, sondern wirkliche nackte Körper von Fleisch und Blut. Das sieht man auch bei dem „Kampf ums Dasein“. Dieses Werk ist ein echter Delacroix. — Dasselbe Motiv wie bei dem Jugendwerk der Dantebarke: ein Kampf auf dem Meere. Bewegung, Temperament in jeder Linie. Dabei alles voller Kraft, und Wahrheit, ohne jede hohle Hebertreibung. Das sind alles virtuos gemalte Akte, die in nichts verschönert sind. Wie prächtig, großzügig ist die Bewegung des Meeres. Wie kräftig schwimmt der Kahn in dem wogenden Element! Wie frei und natürlich ist die ganze Komposition! Jeder Körper ist vollendet in Fleisch und Muskeln, durchgeformt und doch ist das Ganze eine wohlabgewogene, reife Komposition. Das helle Licht, das alles umflutet, läßt erkennen, daß Delacroix im Orient war, wo er an sonniger heller Beleuchtung das Auge übte. Für die damalige Zeit bedeutet diese Wiedergabe für die Malerei eine unerhörte Kühnheit.

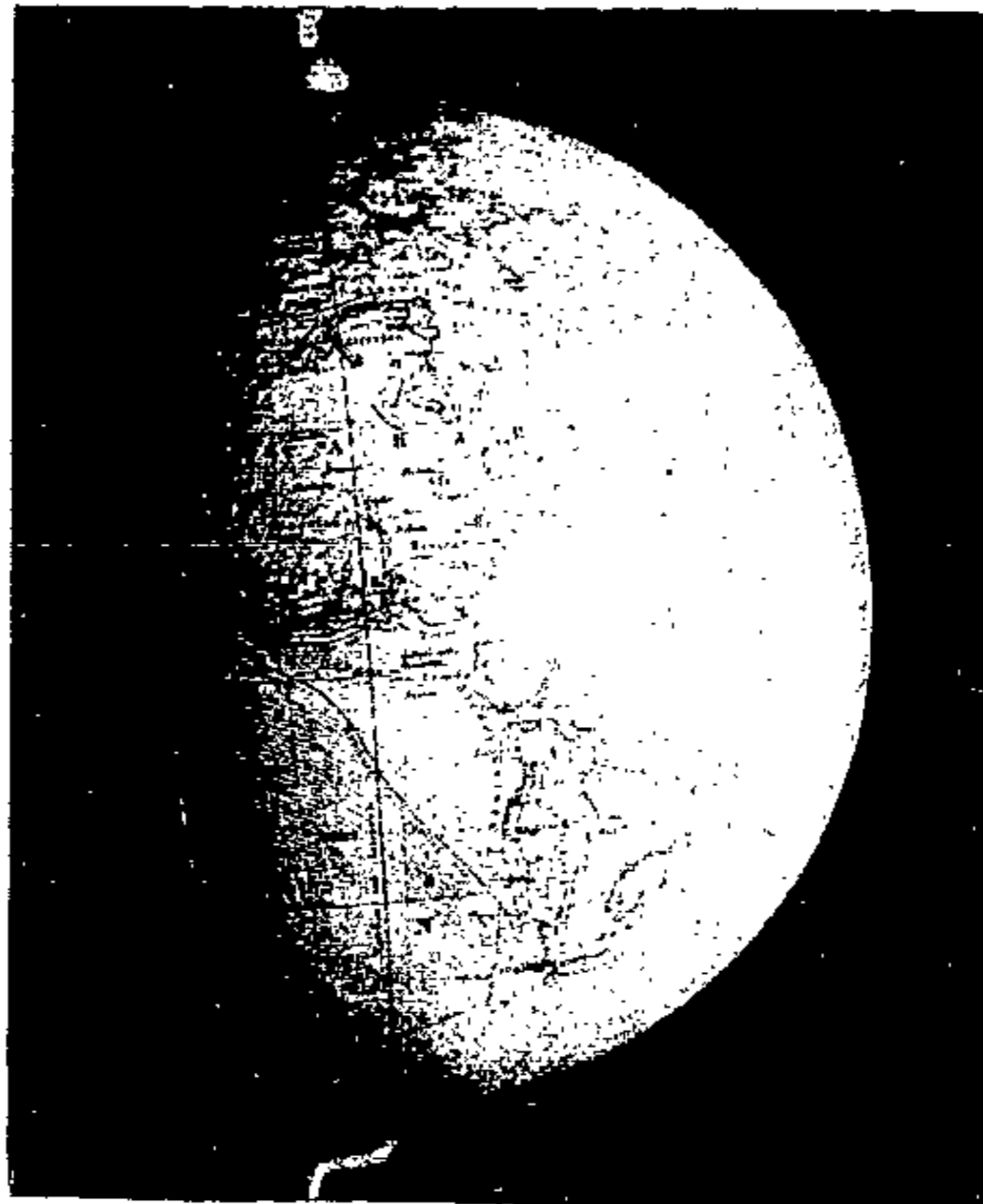
Vielleicht ist es nicht ohne Absicht, daß gerade die weiblichen Gestalten so rücksichtslos in den Meerabgrund geschleudert werden. Stellte damit der Künstler seine Zeit an den Pranger? Er war ein großartiger Mensch. Die Kunst war ihm nur ein Teil des Lebens, das er als Ganzes mit überschauendem Blick betrachtete. Er sah tief hinein in die Abgründe. Erst nach seinem Tode kam ihm die Anerkennung der Welt.

Die wechselnde Phasengestalt des Mondes ist eine der auffälligsten Himmelserscheinungen. Stumpft auch die Gewöhnheit der Alltäglichkeit gegen das Merkwürdige dieser Erscheinung ab, so wächst doch gleich das Interesse daran, sowie jemand eine Erklärung dafür sucht.

Solange der Menschheit die Erkenntnis der kopernikanischen Lehren fehlte, war es unmöglich, eine Erklärung für die wechselnde Phasengestalt des Mondes zu finden, die Anspruch auf wissenschaftliche Richtigkeit machen konnte. Nach Kopernikus war die Sache sehr einfach und leicht, und der Grund für die wechselnden Phasengestalten ist uns allen bekannt. Man wird es aber vielen merkwürdig vorgetan haben, daß man von dem un-



leuchteten Teil der Mondscheibe gar nichts sieht, sondern daß wir neben der Sichel dort, wo sich die unbelichtete Mondscheibe befindet, genau so den schwarzen Himmel schauen wie sonst. In der Tat bekommen wir manchmal den von der Sonne nicht belichteten Teil der Mondscheibe zu sehen, und zwar, wenn er unter besonderen Umständen günstig von der Erde beleuchtet wird. Die Mondbewohner würden, wenn sie vorhanden wären, die Erde an ihrem Himmel ebenfalls in wechselnden Phasengestalten sehen. Und zu der Zeit, wann uns die Mondsichel sehr klein erscheint, wann



also der Mond zwischen Sonne und Erde steht, erblickten die Mondbewohner die voll erleuchtete Scheibe der Erde. Bedenkt man, mit welcher immerhin hellem Lichte der Vollmond in manchen Nächten unsere Landschaften überzieht, so wird es klar, daß die etwa dreizehnmal größere Scheibe der Vollerde den Mond noch viel heller erleuchten muß. Wir nehmen auch tatsächlich in der Zeit vor und nach dem Neumonde dieses Erdenlicht auf dem Monde wahr. Neben der schmalen hellen Mondsichel erscheint es als matter schwacher Schimmer, der unter dem Namen des „aschgrauen Lichtes“ bekannt ist. Schon Leonardo da Vinci hatte

den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen richtig erkannt. — Dieses aschfarbene Licht aber wechselt seine Farbe und Helligkeit je nach der Beschaffenheit der irdischen Landschaften, die der Monde jeweilig gegenüberstehen. Die großen irdischen Wasserflächen verschlucken das Sonnenlicht viel stärker, als das Festland, so daß sie also dunkler erscheinen. Stehen sie dem Monde gegenüber, so ist das aschfarbene Licht naturgemäß schwächer, als wenn die afrikanischen und asiatischen Sandwüsten oder die sibirischen Schneefelder dem Monde gegenüberstehen. Für uns Europäer tritt der letztere Fall namentlich in den herblichen Morgenstunden ein, so daß dann das aschfarbene Licht am auffälligsten wird, während im Frühling in den Abendstunden hauptsächlich dunkle Erdtriche dem Monde gegenüberstehen. Innerhalb ist auch dann die Erscheinung deutlich wahrnehmbar. — Die Farbe des aschfarbenen Lichtes ist sehr veränderlich; in dieser Hinsicht sind die Dinge noch nicht ganz geklärt. Wäre übrigens der Mond von einer lichtzerstreuenden Atmosphäre umgeben, so würden wir fast immer auch den nicht beleuchteten Mondteil schwach leuchten sehen. Das ist aber nicht der Fall, und so sehen wir denn vom Monde nur die beleuchteten Teile. Um zu zeigen, daß es möglich ist, solche Phasen zu sehen, ohne von dem nicht erleuchteten Teil etwas wahrzunehmen, habe ich einen Globus photographiert, den ich mit einem starken, etwa 5000 Kerzen Lichtstärke gebenden elektrischen Projektionsapparat beleuchtete. Die beiden Phasenbilder sind verkleinert hier wieder gegeben. Aus ihnen erkennt man ganz deutlich, daß dort, wo die Beleuchtung anhört, nichts mehr zu sehen ist, daß der hinter der Beleuchtungszone liegende Teil der Globusfläche wie beim Monde für das Auge einfach nicht mehr vorhanden ist. Die hellen Lichtreflexe rühren von der starken Beleuchtung der lackierten Globusfläche her. In diesen beiden Bildern sind die Verhältnisse des Mondes (Globus), der Sonne (Projektionsapparat) und der Erdebeobachter (photographischer Apparat) treffend nachgeahmt, und es ergeben sich die uns bekannten Phasen. —

Bewegungen bei den höheren Pflanzen. Bei den höheren Pflanzen kommen Bewegungen, die durch äußere Reize hervorgerufen werden, vielfach zur Beobachtung. Sehr bekannt ist, daß bei zahlreichen Pflanzen mit Eintritt der Dunkelheit sich die Blätter und Blüten zusammenlegen und erst bei Tagesanbruch wieder in die alte Stellung übergehen. Man nennt diese Bewegungen Schlafbewegungen. Die auf dem Blumentisch stehende Pflanze krümmt sich, wie gewiß schon jeder beobachtet hat, nach dem Fenster hin, nach dem helleren Lichte. Dieser Vorgang wird von den Botanikern als Heliotropismus bezeichnet.

Wird eine Keimpflanze horizontal in die Erde gelegt, so krümmt sich der Stengel aufwärts, die Wurzel abwärts, bis beide Organe die vertikale Stellung erreicht haben. Es ist diese Umlagerung eine Reizwirkung der Schwerkraft oder des Geotropismus. Die Wurzel wendet sich infolge der Reizwirkung der Feuchtigkeit (Hydrotropismus) zu derselben hin. Tritt der Hydrotropismus mit dem Geotropismus in Konflikt, so schlägt die Wurzel diejenige Richtung ein, die sich als die Resultante aus beiden Bestrebungen ergibt. Darum wächst an Abhängen die Wurzel nicht in die Luft, sondern in schiefer Richtung in den Boden hinein.

Die Ranken der Erbse, des Kürbises, der Pumpen werden zum Umschlingen der ihnen Halt währenden festen Stütze schon durch die Berührung eines Seidenfädchens veranlaßt, das nur den fünf tausendsten Teil eines Milligramms wiegt. Andererseits sind sie gegen die kräftigen Zerrungen durch den Sturmwind und Platzregen völlig unempfindlich.

Die Pflanze reagiert auf die chemischen, elektrischen und anderen Einflüsse nicht nur mit auffälligen Bewegungen, sondern gewöhnlich mit Reaktionen, die äußerlich nicht, oder doch nur gerade sogleich wahrnehmbar sind. So tritt infolge eines Zugreizes eine Verdickung der Zellwände ein. Zu dem Maße, wie die heranwachsende Frucht des Kürbises schwerer wird, nimmt auch die Tragfähigkeit des Fruchtstiemes zu.

Alle diese Bewegungen, welche die Pflanzen ausüben, sind, wenn sie auch bisweilen den Eindruck von Willenshandlungen machen, immer von physikalischen und chemischen Kräften abhängig. Sie treten, wenn die gleichen Verhältnisse hergestellt werden, stets mit der gleichen Gesetzmäßigkeit auf, wie etwa die Eisenfeilspäne in Bewegung geraten, wenn ein Magnet sich nähert. Man bezeichnet diese Bewegungen, die durch die einwirkenden Kräfte beeinflusst werden, als Tropismen. —

Nachdruck des Inhalts verboten!